

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Anekdoten und Erzählungen

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Vorkämpfer und Vorbild in den vorigen Jahren gedient hatte, aus den kühnsten und tüchtigsten Männern bestand, und sich großer für das Volk erwarreter Vorrechte hatte rühmen können. Den 20. Mai eröffnete er sich. An der gefährlichen Klippe, den Bundesbeschlüssen, litt er zwar auch fast Schiffbruch, berubigte sich aber durch die Erklärung des edlen Großherzogs: die Verfassung werde in ihrer Kraft bleiben, und nun folgte ein wohlthätiger Beschluß dem andern: Der Salzpreis wurde verringert, der Ausgangszoll aufgehoben, der Eingangszoll auf entbehrliche Dinge erhöht, also der Laudmann erleichtert, und nur das Leckermaul und die Eitelkeit mehr beschätzt, vorzüglich aber der Zehnten, der vielen wie ein drückender Alp vorkommt, zur Ablösung verordnet.

Acht Tag, nachdem sich der badische Landtag in Bewegung gesetzt, lieferten die Hambacher wieder ein Nachstück zu der Feier des Hambacher Festes, das gerade unglücklicher Weise auf den Pfingstmontag fiel. Gegen 500 Leute hatten sich wieder um die alte Burg gesammelt. Trunkene junge Leute und Soldaten gerieten an einander, und als sich die Massen auf den Abend herunterzogen, so kam es hier in Neustadt zu den traurigsten

Auftritten. Großes Getümmel und Geschrei in allen Straßen; die Soldaten stürzten wüthend ein, und gegen 100 Personen zählten Wunden. Ein Theil schob aber die Schuld auf den andern, so daß man noch nicht recht daraus klug werden kann.

Im Verlaufe aller dieser Begebenheiten setzte das kluge Preußen seinen Plan fort, allmählig alle deutschen Lande durch ein allgemeines Handelsband zu umschlingen. Baiern, Württemberg, die beiden Hessen und die verschiedenen sächsischen Länder waren nahe daran, und so wären über 20 Millionen Deutsche in Lebensverkehr und Umtausch ihrer Landeserzeugnisse getreten, wobei freilich Preußen für den Absatz seiner vielen Kunst-erzeugnisse am meisten gewonnen hätte, wegen sich auch Sachsen am längsten dagegen sträubte. Die Hansestädte, Hannover und das von fremden Zolllinien ganz umgarnte Frankfurt wollte lieber mit den Engländern halten, und das ganz abgeschlossene Baden mit Frankfurt und der Schweiz. So ist denn Preußen seinem Ziele näher gekommen, hat es aber noch nicht erreicht. — Zu Landau wurden aber zur Verwunderung Aller die Schwindler freigesprochen.

Anekdoten und Erzählungen.

Die eigennützige Freundschaft.

Zwei Nachbarn von Grundstücken lebten ziemlich friedlich zusammen. Der eine von ihnen, ein Kaufmann, machte dem andern auch die interessirte Zumuthung, von ihm auf den Winter hin Zephiruch zu einem Oberrock zu kaufen, da er in der verlangten Sorte Tuch, „wie immer, auch jetzt, gerade nicht fortirt sei. Allein dieser, um der kalten Einladung zu entgehen, machte ihm die entgegengesetzte Bemerkung, daß er damit zuwarten und ihm bis Johanni einen Weizrock abhandeln wolle. Der Kaufmann machte ein saueres Gesicht, und fügte sich in die mißlungene freundschaftliche Spekulation. Der Monat Januar 1833, meint der Einfender, war zu einem Oberrock von Zephiruch ganz geegnet!

Der Amtmann und der Kopfschneider.

Auf seiner Kunstreise verirrete sich voriges Jahr der berühmte Physiker und Mathematiker Hr. v. A. . . . l in ein Winkelstädtchen, um etliche Vorstellungen zur Refrurirung seiner leeren Kasse zu geben. Allein der neue Hr. Bürgermeister schlug ihm sein Ansuchen ab. Damit ließ sich aber der Künstler nicht abweisen u. verfügte sich zu dem Beamten. Dieser, die lebendige Opposition des Bürgermeisters und seiner Autorität schmettelnd, erlaubte ihm, drei Vorstellungen zu geben, mit der ausdrücklichen Bedingung, für ihn allein die Szene des Kopfschneidens bei allen drei Vorstellungen zu produziren, welches auch geschah, und so die Herzenslust des Herrn Amtmanns am Kopfschneiden befriz-

digt wurde. — Einige Bischöfe meinten, wenn der nur den Amts-Sporteln, Kassen-Hals oder Rachen unter seinem Messer hätte!

Die Christophel-Schneider.

(Mit einer Abbildung.)

Vor nicht gar zu langer Zeit kamen in einem Städtchen zwischen Offenburg und Freiburg einige Schneider auf den Einfall, sich Geld zu verschaffen; allein nicht durch Nadel und Schere, ihrem Handwerke gemäß, sondern sie saunten auf ein ganz besonderes Mittel, sich bald in bessere Vermögensumstände versetzt zu sehen. Vielleicht ist dem einen oder dem andern unserer geneigten Leser das sogenannte, abergläubische Christophelsgelb bekannt, durch welches man den Fürsten der Unterwelt bewegen könne, daß er einem oder dem andern seiner Verehrer viel Geld verschaffen würde. Dieser Meinung waren nun auch die schon oben erwähnten Schneider, worunter der Schneidemeister L., dessen Frau und zwei Gesellen, nebst einem guten Freund des Schneidemeisters, einen feierlichen Bund mit einander schlossen, um den Versuch anzustellen, sich auch viel Geld zu verschaffen. In dieser Absicht versammelten sich die oben erwähnten Personen jeden Abend in dem Hause des Schneidemeisters L., und bereiteten da ganz inbrünstig; allein mehrere Tage verstrichen, ohne daß ihr Gebet erhört worden war. Die Schneider glaubten daher, sie hätten die Sache nicht ganz gut angegriffen, und wollten auch schon alle ihre Hoffnung aufgeben. Allein durch das Zureden jenes guten Freundes setzten sie ihre Andacht noch ein ge Tage fort, mit dem festen Glauben, daß sie ihre Sache durchsetzen würden. Während dieser Zeit schien unser oben erwähnte Freund unpäßlich zu werden, und konnte daher der Versammlung nicht beiwohnen, hatte aber heimlich den Plan entworfen, die Schneider während dem Gebete mit dem so erkauften Gelde plötzlich zu überraschen, und stellte es folgendermaßen an: Er verummelte sich ganz schwarz, nahm eine beträchtliche Menge Glas- und andere Scherben in einen Sack, legte eine Leiter an dem in das sogenannte Gäße gebunden kleinen Fenster an, von wo er sowohl das Gebet der

Schneider hören konnte, als auch an das herausgehende Ofenrohr gelangen, in welchem er ein furchtbares Geräusch machte, und mitunter seinen Sack schüttelte, daß die zwei Gesellen gleich vor Angst zu Boden fielen, und der Meister davontausen wollte; allein seine Frau hielt ihn davon ab, daß er, bei ihr auf dem Boden kniend, bleiben mußte, neben dem schon bereit gehaltenen Zuber, den sie voll zu erhalten hofften. Plötzlich öffnete sich nun auch das erwähnte Fenster, und der vermeinte L. leerte seinen Sack in den Zuber aus, wo während diesem der Schneider schon bei sich gerechnet hatte, wie viel es ihm treffen könnte. Allein wie erstaunten die Schneider, als sie sich des Schabes bemächtigen wollten, und statt des vermeinten Geldes nichts als alte Scherben und Gläser und sich in ihrer Hoffnung so getäuscht sahen. Die Schneider machten große Augen und gingen dann schweigend auseinander; nur die Schneidersfrau sagte: Wenn es nur Niemand, und besonders der blinkende Bore nicht, erfährt, sonst werden wir nur noch brav ausgelacht, und die Leute sagen dann: es wäre ein Hochsreich. L.

Die junge, reiche Offizierswitwe und der dienfertige Todtengräber.

Einem 60jährigen Hagedolfs fiel es zuletzt noch ein, aus Mitleid oder aus Dankbarkeit für genossene Pflege und andere Gefälligkeiten sich mit einem jungen, gefälligen Fräulein zu verehelichen.

Wie es solchen alten Junglingen zu geben pflegt, er wurde des Ehestandes bald satt und farb.

Erst ein Jahr nach seinem Tode und Beerdigung besuchte seine junge Wittve den Todtengräber des Städtchens. Zufällig war der Todtengräber mit einem frischen Grab zu graben alldort beschäftigt. Die Wittve fragte ihn, wo das Grab ihres theuersten Herrn Gemahls sei? Der dienfertige Todtengräber, ein lustiger Schnappsbruder, dem schon sein großer Mund nach einem Trinkgeld für ein halbes Duzend Vierteltchen Fuchelschnapps wässerte, beauftragte die gnädige junge Frau zu dem Grabe, welches nur einige Schritte vom obern Eingang des Todtengräbers war,



an der
in der
die von
en stien
er: allch
er, bei
n mürte
a Zoten
Wichtig
Genügt
en Ged
esem der
te, wo
wie er
lich der
stark des
Scherde
g so ge
n groß
aus ein
sagte:
vers der
worden
te Leu
n. K.

olitus

antel
Barfen
Gefäl
füllig
a gebet
id fan

nd. So
re. Da
in. Das
had se
re frag
Herr
emort
füllig
id für
sagte
für
Herr
wort

dabei angekommen sprach er zu ihr, mit dem Zeigefinger binweisend:

„Sehen Sie, Ihr Gnaden! dies das Grab
„Ihres Herrn Gemahls, jenes dort rechts
„das Grab des Herrn von L., jenes
„weiter unten das Grab eines armen Teufels,
„wie ich bin, (er, der Todtengräber näm-
„lich,) und das Plätzchen da in der Mitte
„(Schmuntzelte er) habe ich für Sie, gnädige
„Frau D., wenn sie bald kommen, auf-
„bewahrt!“ —

Bei diesen Worten stieß die erst recht le-
benslustige Wittwe einen gellenden Schrei
aus, war mit zwei Sprüngen durch den
obern Eingang des ihr nun verhassten Tod-
tenackers, schalt den Todtengräber mit ge-
läufiger, ihr ganz eigentümlicher, humaner
Standesjunge jornaßübend einen groben Ben-
gel u. zc., und stob über den gepflasterten
Weg, als wenn der Todesengel mit der um-
gekehrten Fackel schon hinter ihr drein ge-
schritten käme; der Todtengräber aber blieb
mit weitaufgesperrtem Munde ganz verblüfft
stehen, gedachte der nun verlorenen 6 Bier-
telchen Schnapps, und als er wieder zur
Besinnung kam, rief er ganz erbost für sich
hin: „Warte! dich bekomme ich doch noch
einmal!“

Friedrich der Große und sein Kammerdiener.

Friedrich des Großen Leibkammerdiener,
der ihn immer umgab, durfte weder schrei-
ben noch lesen können. Eines Tages wurde
sein Leibkammerdiener vom Schläge getroffen,
starb plötzlich, und Friedrich befand sich
um einen Stellvertreter in Verlegenheit. Der
König setzte sich an einem Markttage ans Fen-
ster, um die vorübergehenden jungen Bauern-
ferle zu beobachten. Er ließ einen von ih-
nen, der sehr dumm ansah, zu sich berauf-
rufen. Nach einer kleinen Unterhaltung,
woraus der König auf die Dummheit dieses
Bauern schloß, sagte er: „Ich könnte einen
solchen Kerl, wie du bist, in meinen Dien-
sten gebrauchen, er müßte jedoch gut schrei-
ben und lesen können; kannst du das, so sollst
du bei mir bleiben.“ — „Nein,“ antwortete
der Bauer, „um mich hat sich kein Mensch
bekümmert, ich kenne kein gedrucktes und
kein geschriebenes Wort. Was bin ich doch

anglücklich, daß mir ein so schönes Brod an
der Nase gehen muß!“ — Der König freute
sich mit dem Fund nicht wenig und sagte
daß er mit seiner Unwissenheit Mitleiden ha-
be, und er dürfte daher dennoch bleiben, es
würde sich schon Arbeit für ihn finden. Der
Bauer küßte voller Freude des Königs Hand
und wurde bald als Leibkammerdiener in-
stillirt.

Unser guter Bauer hatte den König aber
dennoch betrogen; denn da ihm das Schicksal
des vorigen Leibkammerdieners bekannt war,
wie auch die Erfordernisse, die dazu nöthig
waren, eine solche Stelle zu bekleiden, so
mußte er wohl seinen künftigen Herrn mit
seiner verstellten Unwissenheit hintergeben,
wenn ihm diese Stelle zu Theil werden sollte;
und, wie wir gesehen haben, ist es ihm tref-
lich gelungen.

Als Friedrich nach einigen Wochen auf
einem langen Gange in seinem Schlosse auf-
und abspazirte, sah er in einem Winkel ei-
nen Rock seines neuen Leibkammerdieners
hängen, aus dessen Tasche die Ecke eines
Briefes hervorblickte. Der König griff nach
dem Briefe, ging damit in sein Cabinet und
öffnete ihn; von seinem Leibkammerdiener
Heinrich unterzeichnet, findet er folgenden
Inhalt: „Liebe Christine! Gestern konnte
ich nicht kommen, wir hatten große Beset-
schaft; heute kann ich auch nicht, denn der
Ate ist brummisch; aber morgen.

Dein Heinrich.“

Man kann sich leicht vorstellen, daß diese
Entdeckung dem König nicht gleichgültig war,
und während er über diesen unangenehmen
Vorfall nachdachte, trat der Leibkammerdie-
ner getrost ein. „Heinrich,“ rief der König,
„setz dich!“ — „Das würde sich nicht pas-
sen,“ antwortete der Bauer.

„Setz dich, ich befehle.“ Heinrich setzte
sich nunmehr ruhig hin. Der König gab
ihm eine Feder in die Hand, mit dem Be-
fehl: „Schreib!“

Bauer. Ich kann nicht schreiben, Ew.
Majestät.

König. Du kannst schreiben.

Bauer. Seitdem ich hier im Dienst bin,
habe ich es ja gar nicht lernen dürfen.

König. Schreib! Ich weiß, du kannst
schreiben. Schreibst du nicht, so kostet es
dir den Kopf; schreibst du, was ich dir

Wiltire, so wirst du versorgt. Also schreib:
Liebe Christine! (man denke sich die peinliche Lage des Schreibenden) Gestern konnte ich nicht kommen, wir hatten große Gesellschaft; heute kann ich auch nicht, denn der Alte ist brummisch, und morgen kann ich auch nicht, denn ich muß nach Spandau.
Friedrich hielt mit seiner versprochenen Versorgung Wort, und war in Hinsicht seines Leibkammerdieners in der Folge vorzüglicher.

Der Blinde.

Ein armer Blinder ging täglich an dem Hause des Hofraths Wagner vorüber. Sein Führer war ein kleiner, sehr hübscher Knabe von ungefähr 6 oder 7 Jahren; an seinen schmutzigen und zerlumpten Kleidern war ihm aber leicht das Elend anzusehen, in dem er lebte. Der arme Junge ging barfuß, und mochte sich wohl schon mehr als einmal Scherben und Glas eingetreten haben. Im Herbst und im Winter hatte er auch sehr von der Kälte zu leiden, und seine Füße sahen alsdann ganz roth und blau aus.

Niemand jammerte dieser arme Knabe mehr als Röschen, das siebenjährige Töchterchen des Hofraths Wagner. Mit ihrem weichen und theilnehmenden Herzen konnte sie nicht ohne Mitleid sehen, wie das arme Kind in der kältesten und nässesten Witterung ohne Strümpfe und Schuhe in den Straßen herumging.

Einst stand Röschen an einem kalten Wintertage in einem warmen, gut gefütterten Ueberrockchen, das ihr die Mutter hatte machen lassen, am Fenster, und sah durch die kaum aufgerhauten Scheiben auf die beschneete Gasse hinab. Da kam der Blinde, von dem kleinen Jungen geführt, der mit seinen nackten, ganz schwarzblauen Füßen von Frost starrete. Röschen konnte ihn nicht ohne Thränen mit den Zähnen klappern hören, und zeigte ihn der Mutter. Sieh nur, Mutterchen, sagte sie, indem sie dieselbe ans Fenster führte, sieh nur, wie das arme Kind in bloßen Füßen im Schnee läuft; sieh, wie es einen nach dem andern hinaufzieht, wie es vor Kälte zittert und leidet. Ach es dauert mich gar zu sehr; o kaufe ihm doch ein Paar Schuhe oder Socken!

Liebes Kind, sagte die Mutter, ich wollte gern deinem guten Herzen diese Freude machen, bedenke aber nur, wie viel Geld ich seit kurzem bloß für dich allein ausgegeben habe; ich mußte dein neues Ueberrockchen, deine Schnürstiefelchen, deine Handschuh bezahlen, und du weißt, daß dein Vater kein reicher Mann ist.

Ach Mutterchen, ich habe ja andere Kleider und bin fast immer in dem warmen Zimmer. Weißt du, was ich denke? Wir wollen den Ueberrock wieder verkaufen, und dem armen Knaben Strümpfe und Schuhe dafür anschaffen.

Das geht nicht, mein Kind, sagte die Mutter; dein Kleid hat viel Geld gekostet, und wir würden wenig dafür bekommen. Ich will dir lieber einen andern Vorschlag machen. Das weiße Brod zu deinem Frühstück und zur Milch Nachmittags kommt mich täglich auf einen Groschen zu stehen; ich schwarzes Brod statt weißes, und lege diesen Groschen jeden Tag zurück, so hast du in Zeit von einer Woche schon so viel, daß du dem armen Jungen wenigstens ein Paar Socken kaufen kannst.

Ach, liebes Mutterchen, rief Röschen, und fiel der Mutter um den Hals, wie gern will ich das! O laß dich für diesen Gedanken küssen. — Aber wenn ich doch nur das Geld gleich jetzt hätte, denn in 8 Tagen kann leicht der arme Kleine seine Füße errieren.

Die Mutter. Da läßt sich wohl helfen. Ich kann dir ja sechs Groschen vorschicken. Röschen. Willst du das? O schön, schön! So gib sie nur gleich her, und laß durch Baber geschwind ein Paar recht warme und starke Socken holen.

Dies geschah, und Röschen trippelte vor Ungeduld, bis das Mädchen wiederkam.

Die Mutter stand indessen auf, ging an ihren Schrank, und kam mit einem Paar wollenen Strümpfen zurück. Wie wäre es, sagte sie lächelnd, wenn wir zu den Socken auch ein Paar Strümpfe leihen? Hier ist ein Paar; ich habe sie für dich stricken lassen; willst du sie dem armen Knaben geben, so set es dir erlaube.

O das will ich, rief Röschen, ich habe der Strümpfe genug. Indem sie so sagte, hüpfte sie hoch auf vor Freude, und schlang

ihre Armechen mit einem Kuß um der Mutter Hals.

Indessen kam Babet mit einem Paar hübschen und dauerhaften Socken zurück, die sie gekauft hatte. Der Blinde und sein Führer waren aber schon lange fort. Röschen mußte sich entschließen zu warten, bis sie morgen wieder kommen würden. Sie war ganz traurig darüber, denn sie besorgte, der arme Junge möchte sich indessen die Füße erfrieren.

Den Tag darauf ging sie vom Morgen an nicht mehr vom Fenster. Endlich sah sie den Blinden die Straße heraufkommen. Da ist er, da ist er! sagte sie, rief die Mutter und lief mit den Strümpfen und Socken die Treppe hinab. Ihre Hände zitterten sichtbar vor Ungeduld und Freude. An der Hausthür erwartete sie den Blinden.

Guter alter Mann, sprach sie, als er ihr nahe genug war, ich bringe ihm hier ein Almosen von der Mutter und seinem kleinen Sohn ein Paar Strümpfe und Socken von mir. —

Dafür soll Gott sie und ihre Frau Mutter mit Gesundheit und langem Leben segnen, antwortete der Alte. Ach wie wohl werden meinem armen Jakob die Socken thun! Ich hätte ihm schon lange welche gekauft, aber wir bringen ja leider kaum so viel zusammen, daß wir unsern Hunger stillen können.

O liebes Mutterchen, sagte Röschen zur Hofrätbin, die in der Thür stand, willst du denn nicht dem armen Mann und Jakob auch zu essen geben lassen?

Recht gern, antwortete die Mutter. — Und so wurde denn der Blinde mit seinem kleinen Führer in die Gendstube unten im Hause geführt.

Jakob beugte die neuen Strümpfe und Socken von allen Seiten und lächelte sie stillschweigend an, hatte aber nicht das Herz, sie vor dem Fräulein anzuziehen, bis sie ihn selbst dazu ermahnte.

O wie schön warm sie sind! sagte er jetzt; das vergelte ihnen Gott, mein schönes Mamsellchen. Ich will gewiß alle Tage für sie beten.

Wirklich mochte dem armen Kleinen schon lange nicht mehr so wohl gewesen sein; noch mobler aber war ihm, als eine große Schüssel voll wärmer Suppe und Fleisch für ihn und den Vater angerichtet wurde. Sie aßen

beide, zu Röschens nicht geringer Freude alles rein auf, und gingen dann, Mutter und Tochter nochmals tausend Segen wünschend, ihre Wege.

Dies war ein glücklicher Tag für Röschen! Kaum am Weihnachtsabend fühlte sie sich so selig! Sie schwazte den ganzen Vormittag mit der Mutter von nichts Anderm, als dem alten Blinden und seinem Knaben. — Wie ganz anders als gestern mußte dem armen Jakob heute zu Muthe sein, da seine Füße in Strümpfen und warmen Socken steckten, als gestern, da sie nackt auf dem Schnee gingen.

Als um 12 Uhr der Vater nach Hause kam, wurde ihm die ganze Geschichte umständlich erzählt. Er schien sie mit großem Wohlgefallen anzuhören, und lobte Röschens mitleidiges Herz gar sehr, zumal da sie sich, um Gutes zu thun, das Brod von ihrem eigenen Munde abgebrochen hatte.

Ach, sagte Röschen, ich möchte dem Kleinen wohl auch warme Handschuhe, eine warme Mütze und ein Kamisol geben und mir es von meinem Frühstück abziehen lassen, wenn mir nur die Mutter das Geld dazu einstweilen leihen wollte, denn seine Finger starren ganz vor Kälte, und an seinem Kittel war kein guter Fleck mehr.

Deine Mutter wird wohl schwerlich so viel Geld lange missen können, erwiderte der Vater; ich will dir aber sagen, wie du es selbst verdienen kannst, wenn du arbeiten willst, und dir es einstweilen vorschiesse.

Ach, sagte Röschen, wie kann denn ein so kleines Mädchen, wie ich, Geld verdienen?

Ich selbst will dir welches zu verdienen geben, sagte der Vater; du fängst an zu schreiben; für jede recht schön geschriebene Seite, die du mir in einem besondern Schreibebuch, das ich dir geben will, vorzeigen wirst, sollst du einen Groschen haben; aber ganz rein und gut muß die Schrift sein, sonst nehme ich sie nicht an. Willst du das?

O gewiß, rief Röschen; alle Tage will ich zwei Seiten schreiben, eine Vormittags, die andere Nachmittags, und so schön ich es kann.

Nun gut, so gebe ich dir also hiermit zwei Thaler Vorauszahlung, damit magst du dem armen Jungen kaufen, was du willst.

Dankbar nahm Röschen die Thaler aus

des Vaters Hand und küßte sie ihm freudig dafür. Und nun wurde Rath mit der Mutter gehalten, wie man das Geld anwenden wolle.

Es wurde beschlossen, Nachmittags auf den Trödelmarkt zu gehen, und dort auszuwählen, was man Brauchbares für den Kleinen finden würde.

Bald fand sich alles, was man wünschte, und um einen so wohlfeilen Preis, daß der arme Junge mit diesem wenigen Gelde ganz gekleidet werden konnte. Er erhielt außer dem, was ihm schon zugehört war, auch noch eine warme Weste und Beinkleider.

Mit Ungeduld erwartete nun Röschen den folgenden Tag. Sie dachte sich die Ueberraschung, die Freude, das Glück des Knaben, die Segenswünsche des Alten, das Vergnügen des Gehindes, das Zeuge davon sein würde. Dies Alles beschäftigte ihre Einbildungskraft so lebhaft, daß sie lange nicht einschlafen konnte.

Endlich kam der sehnlich erwartete Tag, und Röschen stellte sich auf ihren Posten an das Fenster.

Nicht lange stand sie da, so erschien der Blinde an der Hand seines Führers. Sie eilte binab an die Thür und rief ihn herein. Alles ging, wie sie sich gedacht hatte. Der Kleine war außer sich vor Freude über den guten, warmen Anzug, als er hörte, daß er für ihn bestimmt sei, besah Stück für Stück, und freute sich bei jedem Stück aufs neue; der Alte aber hörte nicht auf, seine kleine Wohlthäterin zu segnen. Die Mütze, die Weste, das Kamisöhlen, die Handschuhe, alles war wie angemessen, den Röschens Mutter hatte es beim Ein' auf einem kleinen Jungen von Jakobs Größe anprobiren lassen. Den Beschluß der Besprechung machte eine gute Mahlzeit, die den beiden Armen vorgesetzt wurde, und an der sie sich wieder mit großer Lust satt aßen. In Lumpen hatte Jakob das Haus betreten, gut und warm gekleidet verließ er es wieder.

Seht Kinder, so wenig kostet es oft, sich und andere glücklich zu machen; denn fürwahr, der kleine Jakob und sein Vater waren nicht die einzigen Glücklichen, Röschen und ihre Mutter schienen es fast so sehr wie sie; und ihre menschenfreundliche That blieb

nicht unbelohnt. Röschen wurde durch ihr gutes Herz den Eltern noch einmal so lieb als zuvor, und da sie treulich ihrem Versprechen nachkam, dem Vater das ausgelegte Geld wieder zu ersetzen, lernte sie in einem einzigen Monate besser schreiben, als vorher in einem halben Jahr; auch küßte sie sich, so oft sie den alten Blinden und seinen kleinen Führer sah, aufs neue so selig, wie am ersten Tage.

Noch war kein Monat verlossen, als sie sich schon die zwei Thaler, die sie dem Vater schuldig war, erschrieben hatte. Sie brachte sie ihm mit großer Freude; er aber nahm sie nicht an, sondern schloß das wohlthätige Kind in seine Arme, küßte es und sprach zu ihm: Behalte diese zwei Thaler, mein gutes Röschen, die du so edel angewendet hast, und findet sich wieder ein Nothleidender, so werde auch ihm ein hülfreicher Engel, wie du es dem kleinen Jakob geworden bist.

Das GeisternachtmahL

VOLKSSAGE.

Weihnacht war's, in schnee'ger Hülle
Schlief der Kirchhof todtesille;
Dumf der Glocken ehrner Mund
Ruft vom Thurm die Geisterkund'.
Horch, da läßt die Orgel schallen
Vollen, feierlichen Klang;
Durch die öden Kirchenhallen
Wogt ein ernster Chorgesang.

„Hebt euch, ruhelose Seelen,“
Tönt es, „aus den Grabeshöhlen!“
Durch die hohen Fenster bricht
Der geweihten Kerzen Licht.
„Kommt zur blutgefüllten Schale!“
Sieh, da wirft ein Grab sich auf,
Langsam hebt im Mondenstrahle
Schüttelnd sich ein Geist heraus.

Kommt der Herr auf Wolken schwebend?
Fragt das Schattenbild sich bebend;
Rufft du mit Posaunenton,
Mächer, mich vor deinen Thron?
Aber fort durch Mark und Nerven
Schallt der helle Orgelbraus,
Mehr und mehr der Gräber werfen
Ihre bleichen Gäste aus.

ihre Armechen mit einem Kuß um der Mutter Hals.

Indessen kam Babet mit einem Paar hübschen und dauerhaften Socken zurück, die sie gekauft hatte. Der Blinde und sein Führer waren aber schon lange fort. Röschen mußte sich entschließen zu warten, bis sie morgen wieder kommen würden. Sie war ganz traurig darüber, denn sie besorgte, der arme Junge möchte sich indessen die Füße erfrieren.

Den Tag darauf ging sie vom Morgen an nicht mehr vom Fenster. Endlich sah sie den Blinden die Straße heraufkommen. Da ist er, da ist er! sagte sie, rief die Mutter und lief mit den Strümpfen und Socken die Treppe hinab. Ihre Hände zitterten sichtbar vor Ungeduld und Freude. An der Hausthür erwartete sie den Blinden.

Guter alter Mann, sprach sie, als er ihr nahe genug war, ich bringe ihm hier ein Almosen von der Mutter und seinem kleinen Sohn ein Paar Strümpfe und Socken von mir. —

Dafür soll Gott sie und ihre Frau Mutter mit Gesundheit und langem Leben segnen, antwortete der Alte. Ach wie wohl werden meinem armen Jakob die Socken thun! Ich hätte ihm schon lange welche gekauft, aber wir bringen ja leider kaum so viel zusammen, daß wir unsern Hunger stillen können.

O liebes Mutterchen, sagte Röschen zur Hofrätbin, die in der Thür stand, willst du denn nicht dem armen Mann und Jakob auch zu essen geben lassen?

Recht gern, antwortete die Mutter. — Und so wurde denn der Blinde mit seinem kleinen Führer in die Gendstube unten im Hause geführt.

Jakob beugte die neuen Strümpfe und Socken von allen Seiten und lächelte sie stillschweigend an, hatte aber nicht das Herz, sie vor dem Fräulein anzuziehen, bis sie ihn selbst dazu ermahnte.

O wie schön warm sie sind! sagte er jetzt; das vergelte ihnen Gott, mein schönes Mamsellchen. Ich will gewiß alle Tage für sie beten.

Wirklich mochte dem armen Kleinen schon lange nicht mehr so wohl gewesen sein; noch mobler aber war ihm, als eine große Schüssel voll wärmer Suppe und Fleisch für ihn und den Vater angerichtet wurde. Sie aßen

beide, zu Röschens nicht geringer Freude alles rein auf, und gingen dann, Mutter und Tochter nochmals tausend Segen wünschend, ihre Wege.

Dies war ein glücklicher Tag für Röschen! Kaum am Weihnachtsabend fühlte sie sich so selig! Sie schwazte den ganzen Vormittag mit der Mutter von nichts Anderm, als dem alten Blinden und seinem Knaben. — Wie ganz anders als gestern mußte dem armen Jakob heute zu Muthe sein, da seine Füße in Strümpfen und warmen Socken steckten, als gestern, da sie nackt auf dem Schnee gingen.

Als um 12 Uhr der Vater nach Hause kam, wurde ihm die ganze Geschichte umständlich erzählt. Er schien sie mit großem Wohlgefallen anzuhören, und lobte Röschens mitleidiges Herz gar sehr, zumal da sie sich, um Gutes zu thun, das Brod von ihrem eigenen Munde abgebrochen hatte.

Ach, sagte Röschen, ich möchte dem Kleinen wohl auch warme Handschuhe, eine warme Mütze und ein Kamisol geben und mir es von meinem Frühstück abziehen lassen, wenn mir nur die Mutter das Geld dazu einstreifen liehen wollte, denn seine Finger starren ganz vor Kälte, und an seinem Kittel war kein guter Fleck mehr.

Deine Mutter wird wohl schwerlich so viel Geld lange missen können, erwiderte der Vater; ich will dir aber sagen, wie du es selbst verdienen kannst, wenn du arbeiten willst, und dir es einstreifen vorschiesse.

Ach, sagte Röschen, wie kann denn ein so kleines Mädchen, wie ich, Geld verdienen?

Ich selbst will dir welches zu verdienen geben, sagte der Vater; du fängst an zu schreiben; für jede recht schön geschriebene Seite, die du mir in einem besondern Schreibebuch, das ich dir geben will, vorzeigen wirst, sollst du einen Groschen haben; aber ganz rein und gut muß die Schrift sein, sonst nehme ich sie nicht an. Willst du das?

O gewiß, rief Röschen; alle Tage will ich zwei Seiten schreiben, eine Vormittags, die andere Nachmittags, und so schön ich es kann.

Non gut, so gebe ich dir also hiermit zwei Thaler Vorauszahlung, damit magst du dem armen Jungen kaufen, was du willst.

Dankbar nahm Röschen die Thaler aus

des Vaters Hand und küßte sie ihm freudig dafür. Und nun wurde Rath mit der Mutter gehalten, wie man das Geld anwenden wolle.

Es wurde beschlossen, Nachmittags auf den Trödelmarkt zu gehen, und dort auszuwählen, was man Brauchbares für den Kleinen finden würde.

Bald fand sich alles, was man wünschte, und um einen so wohlfeilen Preis, daß der arme Junge mit diesem wenigen Gelde ganz gekleidet werden konnte. Er erhielt außer dem, was ihm schon zugedacht war, auch noch eine warme Weste und Beinkleider.

Mit Ungeduld erwartete nun Röschen den folgenden Tag. Sie dachte sich die Ueberraschung, die Freude, das Glück des Knaben, die Segenswünsche des Alten, das Vergnügen des Gehindes, das Zeuge davon sein würde. Dies Alles beschäftigte ihre Einbildungskraft so lebhaft, daß sie lange nicht einschlafen konnte.

Endlich kam der sehnlich erwartete Tag, und Röschen stellte sich auf ihren Posten an das Fenster.

Nicht lange stand sie da, so erschien der Blinde an der Hand seines Führers. Sie eilte binab an die Thür und rief ihn herein. Alles ging, wie sie sich gedacht hatte. Der Kleine war außer sich vor Freude über den guten, warmen Anzug, als er hörte, daß er für ihn bestimmt sei, besah Stück für Stück, und freute sich bei jedem Stück aufs neue; der Alte aber hörte nicht auf, seine kleine Wohltäterin zu segnen. Die Mütze, die Weste, das Kamisöhlen, die Handschuhe, alles war wie angemessen, den Röschens Mutter hatte es beim Ein' auf einem kleinen Jungen von Jakobs Größe anprobiren lassen. Den Beschluß der Besprechung machte eine gute Mahlzeit, die den beiden Armen vorgesetzt wurde, und an der sie sich wieder mit großer Lust satt aßen. In Lumpen hatte Jakob das Haus betreten, gut und warm gekleidet verließ er es wieder.

Seht Kinder, so wenig kostet es oft, sich und andere glücklich zu machen; denn fürwahr, der kleine Jakob und sein Vater waren nicht die einzigen Glücklichen, Röschen und ihre Mutter schienen es fast so sehr wie sie; und ihre menschenfreundliche That blieb

nicht unbelohnt. Röschen wurde durch ihr gutes Herz den Eltern noch einmal so lieb als zuvor, und da sie treulich ihrem Versprechen nachkam, dem Vater das ausgelegte Geld wieder zu ersetzen, lernte sie in einem einzigen Monate besser schreiben, als vorher in einem halben Jahr; auch küßte sie sich, so oft sie den alten Blinden und seinen kleinen Führer sah, aufs neue so selzig, wie am ersten Tage.

Noch war kein Monat verlossen, als sie sich schon die zwei Thaler, die sie dem Vater schuldig war, erschrieben hatte. Sie brachte sie ihm mit großer Freude; er aber nahm sie nicht an, sondern schloß das wohltätige Kind in seine Arme, küßte es und sprach zu ihm: Behalte diese zwei Thaler, mein gutes Röschen, die du so edel angewendet hast, und findet sich wieder ein Nothleidender, so werde auch ihm ein hülfreicher Engel, wie du es dem kleinen Jakob geworden bist.

Das GeisternachtmahL

VOLKSsage.

Weihnacht war's, in schnee'ger Hülle
Schlief der Kirchhof todtesille;
Dumf der Glocken ehrener Mund
Ruft vom Thurm die Geisterkund'.
Horch, da läßt die Orgel schallen
Vollen, feierlichen Klang;
Durch die öden Kirchenhallen
Wogt ein ernster Chorgesang.

„Hebt euch, ruhelose Seelen,“
Tönt es, „aus den Grabeshöhlen!“
Durch die hohen Fenster bricht
Der geweihten Kerzen Licht.
„Kommt zur blutgefüllten Schale!“
Sieh, da wirft ein Grab sich auf,
Langsam hebt im Mondenstrahle
Schüttelnd sich ein Geist heraus.

Kommt der Herr auf Wolken schwebend?
Fragt das Schattenbild sich bebend;
Ruffst du mit Posaunenton,
Mächer, mich vor deinen Thron?
Aber fort durch Mark und Nerven
Schallt der helle Orgelbraus,
Mehr und mehr der Gräber werfen
Ihre bleichen Gäste aus.

Pocht der ew'gen Gnade Hammer,
Pocht der Tod an meine Kammer?
Spricht Eins: Stickend in der Wabr'
Sag ich lange, lange Jahr'.
Spricht ein And'res: Tausend Wochen
Unter Schnee und Eis, huhu!
Froren fühlend meine Knochen,
Ohne Schlummer, ohne Ruh'.

Und in zitterndem Gedränge
Schleppt sich die gestorb'ne Menge;
Ist es Tag? fragt Jedes bang,
Harrete so lang, so lang!
Da ertönt: „Zum Tisch der Gnaden!“
Chorgesang und Orgelschall,
Laut zum Sakrament zu laden
Die verlornen Seelen all'.

„Wagt ihr euch zum Liebesbade?“
Schall's wie Donner: Gnade, Gnade!
Kult es rings; o riesengroß
Unsre Sünd'! Sprich, Herr, uns las.
So das Chor mit Wechselfrufen
Drängt sich hastig zum Altar,
Wo der Priester auf den Stufen
Dartt im schwarzen Festalar.

Hoch erglänzt im Licht der Kerzen
Christi Bild in Todesschmerzen;
Offen auf des Altars Tuch
Liegt das dreimal heil'ge Buch,
Kelch und Kanne stehn daneben,
Drin der Wein, wie Blut so roth,
Und die Schaal erhebt er eben
Mit dem Leib des Herrn, dem Brod.

Und er reich't's, in weichen Tönen
Spielt die Orgel, heisse Thränen
Koll'n dem bleichen Todtenchor
Aus den hohlen Augen vor.
„Nehmet hin und eßt sein Brod;
Jesus Christus ward gegeben
Für die Sünder in den Tod,
Nehmt und eßt, ihr eßt sein Leben.“

Und er faßt, den Wein zu reichen,
Wehend mit geheimnißreichen
Worten ihn zum heil'gen Frank,
Setzt den Kelch, von Golde blank:
„Nehmet hin und trinkt sein Blut,
Das auf Gulgatha geflossen,
Trinkt das rothe Gottesblut,
Auch für eure Schuld vergossen.“

Und das Nachtmahl ist geendet,
Die Versöhnung ist vollendet,
Christ ist unser, wir sind sein,
Ewig soll die Liebe seyn.
Amen! Amen! Amen! Amen!
Singt der Neugebornen Chor.
Leis' und langsam, wie sie kamen,
Schwebend durch der Kirche Thor.

Draußen schläft in schnee'ger Hülle
Stadt und Kirchhof todresstille;
Dumpf der Glocken ehrner Mund
Ruft das End' der Geisterstund'.
Nicht der Sünde Fluch mehr tragend,
Kinder nur der ew'gen Ruh',
Sinken, gute Nacht sie sagend,
Sie den stillen Gräbern zu.

Kindestreue.

In einer preussischen Stadt lebte kümmerlich genug, aber zufrieden und froh, ein alter Gärtner mit seiner Sara von dem Ertrag eines kleinen Gärtchens, das er baute, und von seiner Hände Arbeit. Er mochte in seiner Jugend ein schöner Mann gewesen sein; seine freundlichen Augen, seine roten Wangen, sein lächelnder Mund ließen es vermuthen. An seiner alten Lebensgefährtin sah man keine Spuren von Schönheit mehr; man glaubte dagegen, in ihren funkelnden Augen und ihrer finstern Miene etwas Rauhes und Mürrisches zu entdecken; allein sie war nicht so schlimm, als sie aussah, besaß vielen gesunden Verstand und pflegte treulich ihren fleißigen Albrecht. Immer fand er, wenn er Mittags und Abends von der Arbeit nach Hause kam, einige gut zubereitete Gerichte und in der kalten Jahreszeit ein warmes Stübchen. Sara wußte alles so gut einzurichten und einzutheilen, daß sein geringer Verdienst zu allen ihren kleinen Ausgaben hinreichte.

So lange die beiden alten Leute gesund blieben, ging alles gut; allein unerwartet kam es anders. Albrecht verrenkte sich bei dem Umbauen eines Baumes den rechten Arm; er konnte von nun an den Spaten nicht mehr führen, und kein Gärtnergeschäft mehr ordentlich besorgen. So verlor er alle seine Arbeit, und ihm blieb nichts als die Benützung seines eigenen Gärtchens, das er

mit der linken Hand umgraben und bepflanzten lernte. Seine Frau barmte sich mehr über dieses Unglück als er selbst. Sie glaubte, in ihrem hohen Alter ihr Brod noch vor den Thüren anderer suchen zu müssen, und nahm sich dies so sehr zu Herzen, daß sie bald darauf vor Gram starb.

Der arme Albert war jetzt noch schlimmer daran als vorher, denn wer sollte sich nun seiner annehmen, wer ihn nähren und pflegen in seinem hohen Alter? Zwar hatte er einen Sohn und zwei Töchter; allein der Sohn war Bauernknecht und konnte nichts für ihn thun; die ältere Tochter, an einen Weber verheiratet, hatte fünf Kinder und war fast noch ärmer als der Vater; die zweite Tochter diente als Magd in einem Landstädtchen, und besah nichts als ihren Lohn und etwas Wäsche und Kleider. Sie allein war jedoch im Stande, sich des verlassenen Vaters anzunehmen, und sobald sie hörte, daß die Mutter gestorben sei, war sie auch entschlossen, zu ihm zu ziehen, und ihn nicht mehr zu verlassen bis an sein Ende, welchen schönen Vorsatz sie auch so gleich ausführte.

Im Anfang hielt es etwas schwer, sich fortzubringen, denn man kannte sie noch nicht, und so hatte sie keine Gelegenheit, sich etwas zu verdienen. Das wenige baare Geld, das sie mitgebracht hatte, war daher bald zusezt, und mit schwerem Herzen sah sie voraus, daß sie ihre Wäsche und Kleider werde veräußern müssen. Sie ging indessen in der ganzen Nachbarschaft herum, stellte die Noth ihres armen Vaters, ihre Sorge um ihn, ihre Verlegenheit vor und bat um Arbeit. Ihre Bemühung war nicht vergeblich. Man nahm Antheil an dem Schicksal ihres unglücklichen Vaters und versprach ihr Beschäftigung. Einige gutberzige Frauen machten sich verbindlich, dem wackern Manne einige Male in der Woche eine kräftige Suppe von ihrem Tische zu schicken — und so ließ sich alles gut an.

Maria wurde nun bald in dieses, bald in jenes Haus zu mancherlei Arbeiten gerufen. Man nahm sie zum Waschen, zum Färben, zum Rollen der Wäsche; man ließ das Holz von ihr tragen, die Zimmer ausfegen, die dringendsten Gänge verrichten, Maria ar-

beltete unermüdet, und je mehr man ihren Fleiß, ihre Ehrlichkeit, ihre Brauchbarkeit kennen lernte, desto mehr Arbeit bekam sie. Alles, was sie verdiente, wurde für ihren redlichen Vater angewendet, der nun die besten und ruhigsten Tage verlebt. Des Morgens fand er bei seinem Erwachen schon ein gutes Frühstück in Bereitschaft. Ging Maria auf die Arbeit, so kochte er sich selbst sein Mittagessen; sie schaffte aber vorher alles herbei, was er dazu bedurfte. Eben so war es mit dem Abendessen. Kam ein Tag, an welchem die fleißige Tochter zu keiner Arbeit bestellt war, so atng sie hinaus in den Wald, um eine Tracht Holz für ihre Küche oder zum Vorrath für den Winter zu holen. Blicben ihr nur einige Stunden übrig, so verwendete sie diese zum Reinigen ihres Stübchens und jedes einzelnen Geräthes in demselben, oder zum Waschen und Ausbessern der Wäsche, denn sie sah sehr darauf, daß immer die größte Ordnung und Reinlichkeit in ihrer Wohnung herrschte. War sie in den langen Winterabenden zu Hause, so ließ sie das Mädchen schnurren, und verplauderte dabei dem alten Vater die Langeweile. Bisweilen kam auch noch ein alter Freund von ihm oder eine junge Freundin von ihr dazu, denn vier Personen konnte das Stübchen doch fassen, obgleich eine große Bettstelle den größten Theil davon einnahm.

An den Sonntagen wurden sie auch bisweilen von ihrem Geilichen besucht, der sich fleißig nach dem Leben seiner Pfarrkinder erkundigte. Wenn er nun den alten Mann fragte, wie er mit dem Verragen seiner Tochter zufrieden sei, und hörte, wie er sie lobte und segnete, und wie dabei Thränen der Freude und des Dankes an seinen Augenwimpern zitterten, dann wandte er sich auch zur Tochter und sprach: Wohl euch, Maria, daß ich so euere Kindererene rühmen höre; wahrlich, der Herr wird so viel thätige Liebe gegen euren Vater nicht unbekannt lassen. Des Vaters Segen, sagt die Schrift, bauet den Kindern Häuser, und geschieht dies auch nicht immer schon in dieser Welt, so geschieht es doch um desto gewisser in jener Lande des Friedens, wo der Guten so viele Wohnungen warten.

E

Ach, erwiderte Maria, ich verlange keine andere Belohnung, als meinen guten Vater noch recht lange pflegen zu können. Obnehin thue ich ja nichts an ihm, was nicht er und die Mutter schon lange vorher an mir gethan haben.

Ihr Dankbarkeit, erwiderte der Geistliche, an euerm Vater, wie fromme und gute Kinder handeln sollen. Wer den Herrn fürchtet, der ehret auch den Vater, und dienet seinen Eltern, und hält sie für seine Herren. Ehret Vater und Mutter mit der That, mit Worten und Geduld, auf daß ihr Segen über euch komme. Den Vater ehren, ist euere eigene Ehre; die Mutter verachten, ist euere eigene Schande.

Ja wohl war Mariens Verehrung für ihren Vater ihre eigene Ehre und ihre beste Empfehlung! Je bekannter es wurde, wie gut sie ihm begegnete, desto lieber gab man ihr Arbeit, und desto reichlicher belohnte man sie.

In ihrer Nachbarschaft wohnte ein Schuster, der oft Gelegenheit hatte, das Mädchen zu sehen, wenn sie an seinem Fenster vorüberging. Nicht minder oft hörte er von ihr reden, und zwar allenthalben mit großem Lobe. Diesem Manne war im vergangenen Jahre seine Frau gestorben und hatte ihm ein Töchterchen hinterlassen; um dem Kinde eine Mutter zu geben, war er entschlossen, sich wieder zu verheirathen. Er warf seine Augen auf Marien. Eine Tochter, sagte er bei sich selbst, die sich so treulich und liebevoll ihres alten Vaters annimmt, wird auch ihren Kindern eine gute Mutter und ihrem Manne eine treue, sorgfältige Gattin sein.

Er wagte es nun mehrmals, sie anzureden, und eröffnete ihr endlich sein Herz. Maria antwortete: sie könne sich nicht von ihrem Vater trennen. Ei, das verlange ich ja nicht, erwiderte freundlich der Freier. Wir heirathen den alten Papa mit. Siehst du dort das Haus, fuhr er gerührt fort, indem er ihr die Hand drückte und auf sein Haus zeigte, siehst du jenes Haus, das dir des Vaters Segen erbaut hat? Da wird sich doch wohl auch ein Stübchen für ihn finden, und an meinem Tisch ist Platz genug für uns alle.

Maria hat sich einige Tage Bedenkzeit aus. Sie sprach mit dem Vater über den Antrag des Nachbarn. Der Vater billigte ihn, und so würde Maria die glückliche Gattin eines achtbaren Mannes. Sichtbarer Segen rudete über der ganzen Familie, und alle, die sie kannten, nahmen Theil an ihrem Wohl.

Die muthige Menschenretterin.

(Ein Seitenstück zu Susanne Reisacher.)

Nicht weit von Regensburg (einer Stadt am Einfluß des Regen in die Donau) verunglückte einmal ein mit Menschen und Gütern stark beladenes Schiff. Indem es anfang zu sinken, schrien die armen Menschen auf demselben ganz erbärmlich um Hülfe; aber unglücklicherweise war niemand mehr am Ufer, als ein kleines zwölfwähriges Mädchen, von dem man weiter keine Hülfe erwarten konnte, als das Herbeirufen anderer Menschen. Jedoch das gute Mädchen dachte: Wenn du erst andere herbeirufen willst, so sind die Unglücklichen vielleicht des Todes; also lieber geschwind selbst geholfen. Des Mädchens Vater war ein Schiffer, von ihm hatte es etwas fahren gelernt und wagte es daher, der sinkenden Mannschaft mit einem Kabin zu Hülfe zu eilen. Alles wäre vielleicht gut gegangen, aber der Unglücklichen gingen sich so viele an den kleinen Kabin, daß er umschlug. Dieser neue Unglücksfall nahm dem braven, menschenfreundlichen Mädchen den Muth nicht; es arbeitete sich vielmehr mit allen Kräften aus der Fluth empor, und schwamm ans Ufer, um einen größeren Kabin zu holen. Mit diesem kehrte es zurück und rettete so über 20 Menschen vom Tode.

Die Geretteten umarmten und küßten mit freudiger Rührung das gute Mädchen, aus lauter herzlichem Dankbarkeit für diese große edle That. Voll Vertrauen auf Gottes bellige Vorsehung wagte es seine Kräfte zum Besten dieser leidenden Menschen. — Seine muthvolle That ist der allgemeinen Achtung würdig, — kann aber nicht durch Gabe und Geschenk belohnt werden.

Sonderbares Examen.

Grabowsky, Fürst-Erzbischof von Ermeland, hatte einen höchst originellen Charakter, wie es nachstehende Anekdote beweist.

Eine sehr gute Pfründe war in Ermeland vakant geworden; drei Kandidaten bewarben sich um dieselbe. Sie hatten in gleicher Zeit drei ziemlich magere Pfarreien bedient, und die Zeugnisse, welche sie beibrachten, ließen nichts zu wünschen übrig.

„Ihre Ansprüche, meine Herren,“ sagte der Bischof, „sind gleich gut gegründet, ich kann aber keinem von ihnen den Vorzug geben, ohne ungerecht gegen die andern zu sein; deswegen werde ich sie in einigen Wochen examiniren, und der, welcher am besten bestehen wird, wird die Pfründe erhalten.“ — Jeder überließ sich nun mit einem exemplarischen Eifer den Studien.

Endlich erscheint der Augenblick der Entscheidung; sie begeben sich zum Prälaten.

„Sie sind ohne Zweifel ihren theologischen Cours von neuem durchgegangen, meine Herren?“ fragte er sie in lateinischer Sprache. — Sie bejahten es.

„Wohlan,“ versetzte der Bischof, „ich habe meinen Zweck erreicht; allein statt mich in ein detaillirtes Examen einzulassen, will ich lieber das Beispiel unsers Heilandes befolgen und ihnen eine Parabel erzählen.“ — Indem er sich nun an den ersten Kandidaten wandte, redete er ihn mit den Worten an: „Setzen wir voraus, sie hätten einen Esel zu treiben, der eine sehr schwere Last in einer vorausbestimmten Zeit an einen bezeichneten Ort bringen müßte. Das Thier, schon nahe an seiner Bestimmung angekommen, ist so ermüdet, daß es nicht mehr fort kann. Was würden sie nun thun?“ — „Ich würde aus allen Kräften darauffschlagen,“ antwortete der Kandidat, „um ihn den Rest seiner Reise zurücklegen zu machen.“ —

„Wenn sie ein Korporal wären, so würde ihre Antwort vortrefflich passen.“ — „Was würden sie thun?“ sagte er zum zweiten. — „Ich würde mir einen andern Esel oder einen Wagen mieten, worauf ich die Last an ihre Bestimmung bringen würde.“ — „Wenn sie ein Kaufmann wären und beständig einen gefüllten Beutel zu ihrer Disposition hätten, so würde ich nichts dagegen einzuwenden

haben.“ — „Und wie würden sie handeln?“ sagte er, sich zum dritten Kandidaten wendend. — „Ich würde so viel von der Last auf meine Schultern nehmen, als ich tragen könnte, um das arme Thier zu erleichtern, und so meine Bestimmung zu rechter Zeit zu erreichen suchen.“ — „Sie erhalten die Pfründe,“ sagte der Prälat mit zufriedener Miene, „weil sie, ohne auf ihre Bequemlichkeit zu denken, sich nicht weigern, demjenigen einen Theil seiner Last abzunehmen, der ihr unterliegen würde.“

W e i b e r l i s t.

Als Napoleon bei Colle de Zenda kommandirte, wo eine gebirgige Gegend zu passieren war, und die Armee über eine schmale Brücke gehen mußte, befahl er, da der Dienst sehr schwer war, und die Truppen beständig auf der Hut sein mußten, daß kein Weib die Armee begleiten sollte, und stellte zwei Kapitän an der Brücke auf, mit dem Auftrage, keinem Weibe den Uebergang zu gestatten. Napoleon selbst ritt an die Brücke, um zu untersuchen, ob sein Befehl vollzogen würde, und fand dort eine Menge Weiber versammelt, die sogleich auf ihn zu schimpfen anfangen und ausriefen: O kleiner Korporal! (so nannte man Napoleon damals bei der italienischen Armee.) Seid ihr es, der den Befehl gegeben, uns nicht passieren zu lassen? — Ohne sich weiter aufzuhalten, eilte Napoleon zu seinen Truppen zurück, und — Weiberlist hatte auch ihn überlistet — war nicht wenig erkannt, trotz seinem scharfen Befehl eine Menge Weiber bei denselben zu finden. Sogleich ließ er die beiden Kapitän verhaften und vor ein Kriegsgericht stellen. Sie betheuertem jedoch bedärflich ihre Unschuld und behaupteten fest, daß kein einziges Weib über die Brücke gegangen sei. Napoleon ließ darauf einige der Weiber vorführen, und man dachte sich sein Erkennen, als er aus ihrem eigenen Eingeständniß erfuhr, daß sie aus einigen Fässern die für die Armee bestimmten Vorräthe ausgeleert, sich darin verborgen hätten, und so über die Brücke gefahren worden wären.

Tod des Admirals Ruyter, eines ungewöhnlichen Seehelden der Holländer.

Nach dem Frieden, welchen England mit den Holländern im Jahr 1674 zu Westmünster geschlossen, wurde der holländische Admiral Ruyter, der sich so ebrenvoll in diesem Kriege ausgezeichnet hatte, befehligt, mit einer Flotte den Spaniern zu Hülfe zu eilen, da sie von den Franzosen hart gedrängt wurden. Am 8. Jänner 1676 schlug er sich obnweit Messina mit dem französischen Admiral du Quesne. Die feindliche Flotte war weit zahlreicher, gleichwohl erhielt er Vortheil. Endlich lieferte er den 22. April in der Gegend von Mongibello das letzte und für ihn tödtliche Gefecht, da er mit seinen wenigen Schiffen gegen die ganze französische Seemacht kämpfen mußte. Hier wurde ihm im heftigsten Gefechte der linke Fuß weggeschossen und der rechte zerschmettert, wo er noch sieben Schuh hoch herunterfiel, und sich am Kopf verletzte. Gleichwohl erhielt er noch bis ans Ende des Gefechts die Befehle, und als die Spanier zu Hülfe kamen, wichen die Franzosen. Nun lief Ruyter in den Hafen von Syracus ein, und hier starb dieser große Mann am 29. April. Allgemein wurde sein Verlust betrauert, er aber endigte als Held und frommer Christ. Sein Biograph schilderte ihn als höchst religiös, die Bibel hatte er immer in seiner Nähe, den Gottesdienst besuchte er fleißig, und mit der rührendsten Andacht; gegen seine Untergebenen war er höchst nachsichtig, so, daß er sich die ungerheilteste Liebe erwarb. Noch wenige Monate vorher zeigte er seine Menschenfreundlichkeit in Befreiung von 26 ungarischen Predigern, theils lutherischer, theils reformirter Confession, von den Gallieren, deren Befreiung er von dem spanischen Vicekönig von Neapel erwirkte, welcher letztere sich auch deshalb vom kaiserlichen Hofe große Unannehmlichkeiten zuzog. Er hielt bei dieser Gelegenheit an die Befreiten eine rührende Rede, und ermahnte sie zur Eintracht, welches der angenehmste Dank wäre, den sie ihm leisten könnten. So war er auch höchst einfach in seiner Kleidung und häuslichen Einrichtung. Dem spanischen Admiral Montescarchio war es

unbegreiflich, wie ein so großer Mann so einfach leben konnte. Im folgenden Jahr 1677 den 18. März wurde sein Leichnam von Syracus nach Amsterdam gebracht, und auf Kosten des Staats ihm ein prächtiges Denkmal errichtet. Er war dreimal verheirathet, und hinterließ einige Töchter und einen Sohn.

Napoleon als Friedensstifter zwischen zwei Unteroffizieren, die sich duelliren.

Die französische Armee hatte Wien besetzt. Einige Zeit nach der Schlacht von Austerlitz hatten zwei Unteroffiziere vom 46. und 50. Linienregimente einen Streit miteinander gehabt, und wollten ihn durch einen Zweikampf ausmachen. Zur Stelle wählten sie das Ende einer Ebene, welche an dem Aufenhaltsort des Kaisers, an Schönbrunn, stieß. Schon hatten beide vom Leder gezogen, und wechselten solche Hiebe aufeinander, daß die Funken stoben, als der Kaiser ganz nahe vor ihnen in Bealeitung einiger Generale vorbeiging. So wie ihn die Kämpfenden sahen, fielen ihnen vor Erstaunen die Degen aus den Händen. Der Kaiser erkundigte sich nach der Ursache ihres Streites, und erfuhr, daß ein Frauenzimmer, welches beiden ihre Gunstüberzeugungen bewies, die Veranlassung davon sey, indem jeder seine Eroberung für sich haben wollte. Zufälligerweise wurden die beiden Kämpfenden von einem der Generale erkannt, welche den Kaiser bealeiteten. Dieser erzählte, beide hätten tapfer bei Marengo und Austerlitz gefochten, sie gehörten zu dem und dem Regimente, und ständen mit auf dem Verzeichniß für das Kreuz der Ehrenlegion. Der Kaiser redete sie daher folgendermaßen an: „Meine Kinder! ein Frauenzimmer hat Launen, das Glück auch, und da ihr beide Tapfere von Marengo und Austerlitz seyd, so ist es unnütz, neue Beweise davon zu geben. Kehrt zu euerm Korps zurück, und seyd hinführo Freunde, wie brave Ritter.“ Den beiden Soldaten verging nunmehr die Lust, sich zu schlagen, und sie sahen bald, daß sie ihr erlauchter Friedensstifter nicht vergessen hatte; denn sie bekamen bald das Patent als Ritter der Ehrenlegion.

A n e k d o t e.

Ein junger Herr schritt über den Stephansplatz in Wien und schlägt stolz mit der Reitgerte an die Beine. Da tritt mit bittendem Tone ein Geberder ein Schusterjunge zu ihm und sagt: „Aber, Euer Gnaden, was hat Ihnen denn das arme Vieh gethan, daß Sie's so schlagen?“

Wie schön leuchtet der Morgenstern.

Wir waren wohl oft in großer Angst und Noth, erzählte ein alter Dorfschulmeister in Schlesien, wenn wir im siebenjährigen Kriege auf jenen Anhöhen die Oesterreicher, hier in den Schluchten unsere Preußen schlagfertig stehen sahen. Weder Pferd, noch Kuh, weder Milch, noch Brod gab es in unserm Dörfchen mehr; fast in jeder Nacht hörten wir die Kanonen donnern, und mit jedem neuen Morgen stellte sich auch neues Elend und neuer Jammer für uns ein.

Einst hatten wir wieder die ganze Nacht hindurch schießen gehört; an Zubergegeben war gar nicht mehr zu denken, weil man in jeder Nacht horchen mußte, ob die Flamme nicht schon im Dachgiebel knisterte. Eben hatte ich das Morgenläuten besorgt, guckte zum Schälloche hinaus, um zu schauen, was uns an dem schrecklichen Tage wohl wieder bevorstehen könne, und zog, zum Himmel blickend und Gott dankend, mein Mäuschen vom Kopfe, da mir Alles ganz rubig schien. Ehe ich es jedoch wieder aufgesetzt hatte, jagte ein alter schwarzer Husar zum Kirchhofthore herein, warf sich vom Pferde und band seinen Braunen an meinen Fensterladen. Wie mir zu Muthe ward, kann man sich leicht vorstellen. Ich sog mehr, als ich ging, die Thurmterrasse hinunter. Er aber ließ mir nicht einmal Zeit, meinen so freundlich als mädlich hervorgestammelten „Guten Morgen!“ anzubringen, sondern rief mir in barschem Tone zu: „Geb' er mir den Kirchenschlüssel, Schulmeister!“ Ich erschrak; denn obgleich das bischen Kirchenvermögen und der vergoldete Kelch mit der Hostienwachsel in Sicherheit gebracht waren, so befand sich doch noch eine ziemlich reiche Altarbekleidung mit Treffen in der Kirche. Ich legte mich auf Bitten und Vorstellungen; allein der alte Kriegsmann wollte davon nichts wissen, er

sah mit einer so ganz eigenen Manier bald auf mich, bald auf seinen Säbelgriff, daß ich, um Unheil zu verbüten, voranging, um ihm die Kirchenthür zu öffnen. Meine Frau, die hinter der Handthür geborcht hatte, und die vor der Gefahr immer verzagter, in der Gefahr aber immer entschlossener war als ich, kam, aus Besorgniß, von freien Stücken hinter uns her.

Der Husar drängte sich in der Hölle hastig voran, ging, ohne sich umzusehen, an der Sakristei und dem Altar vorüber und schritt, so schnell es sein Alter erlaube, klirr! klirr! die Thortreppe hinauf. Hier setzte er sich, Athem schöpfend, auf eine Bank und rief mir gebieterisch zu: „Schulmeister, mach' Er die Orgel auf und geb' Er mir ein Gesangbuch!“ — Ich that augenblicklich was er verlangte; meine Frau mußte die Valgen ziehn; der Husar hatte ein Lied aufgeschlagen und sagte nun in einem weit mildern Tone: „Wie schön leuchtet der Morgenstern! Spiel Er das, lieber Schulmeister; aber so recht fein und ordentlich: Er versteht mich wohl!“

Ich spielte nach Herzenslust, und nach geendetem Vorspiel fiel der Husar mit seiner tiefen Bassstimme ein; meine Frau hinter der Orgel und ich thaten ein Gleiches. Mein Herz wurde so muthig, daß ich mich oft nach meinem Zuhörer umschaute und ihm ganz dreist in das Gesicht sah. Er sang mit großer Andacht, hatte die Hände gefaltet, und die hellen Thränen fielen über den eisgrauen Knebelbart auf das Buch hinab. Jetzt war das Lied beendigt; ich ging auf ihn zu; er schüttelte mir recht treuherzig die Hand und sprach: „Großen Dank, Herr Kantor! Wo ist der Gotteskasten?“ —

Mein früherer Argwohn, daß es auf eine Blünderung abgesehen sei, war nun gänzlich verschwunden. Ich holte unsere Armenbüchse und der Husar warf ein Achtgroschenstück hinein. „Wir beide aber, wir theilten den Rest, Herr Schulmeister!“ sagte er dann, indem er noch zwei Achtgroschenstücke aus der Tasche zog, „da, nehm' Er das eine für seine Mühe!“ Ich schlug es aus; aber er ward so ungestüm, daß ich es schlechterdings nehmen mußte. „Nehm' Er, nehm' Er,“ sprach er, „es klebt kein

Blut daran!“ — Jetzt verließ er das Gotteshaus, und wir begleiteten ihn.

Sowohl meine Frau, als ich, waren unglaublich bewegt; ich konnte mich aber nicht enthalten, unsern wunderbaren Gast auf dem Kirchhofe zu fragen, wie ihm denn der Gedanke gekommen sei, hier seine Morgenandacht zu halten.

„Das will ich Euch wohl sagen, Ihr lieben Leute,“ antwortete er, indem er uns beide bei der Hand nahm. „Gestern Abend sollte ein verlornen Posten ausgestellt werden, um mitten unter den herumsehenden Patrouillen den Feind auf einem gewissen Punkte zu brobachten. Jeder von uns wußte, was die Sache auf sich hatte; — wir sind seit einigen Wochen brav daran gewesen. — Unser Rittmeister fragte nach Freiwilligen; Niemand bezeugte Lust. Endlich ritt ich vor, und meine drei Jüngens konnten ja wohl den alten Vater nicht allein lassen. — Er braucht es nicht zu wissen, Herr Schulmeister, wie wir es anfangen — genug, wir schlichen uns durch und bielten die ganze Nacht auf einer buschigen Anhöhe. Links und rechts blühte es um uns her; wir sahen bald hier, bald dort, feindliche Mannschaften. Nicht meinerwegen — denn wie lange werd' ich noch reiten? — sondern nur wegen meiner Söhne, seufzte ich in der finstern Nacht: „Herr, erhalte uns!“ Kaum hatt' ich es heraus, als es anfang zu dämmern und der Morgenstern mir in's Auge blickte. „Wie schön leuchtet der Morgenstern!“ fiel mir in diesem Augenblick aus meiner Jugendzeit ein; gar Manches, was ich seitdem gethan, und — was wohl nicht allemal recht war — hing sich wie Bleilast daran; ich rechnete nach, seit wie viel Jahren ich in keine Kirche gekommen, und ich that Gott das Gelübde, wenn ich diesmal davon käme, wieder einmal eine Andacht zu halten. Das hab' ich denn nun gethan, und Er kann wohl denken, ob mir das: „Du Herr bist's, der mich diese Nacht durch Deine Engel hast bewacht!“ von und zu Herzen gegangen ist.“ Mit diesen Worten setzte er sich auf und ritt davon.

Triumpheinzug eines Wunderthiers.

Eine gar wunderliche, ebentheuerliche mit verschiedenen Sorten von wunder- und seltsamen Nebenfachen ausgestaffte und wohlconditionirte Historie, als welche eine fürtreffliche Nahrung für das Zwerchfell ist, und worinnen das Letzte nach dem Ersten kommen thät.

Diese interessante Verherrlichung und Produzierung obbemeldten Wunderthiers, trug sich in M — ch. zu, und ist allerdings würdig, besser ans Licht gestellt zu werden.

Der joviale B... Wirth des Städtchens hatte in der Umgegend einen Maststier von Riesengröße gekauft. Voll Freude über dieses niedliche Thierchen, über diese artige vierfüßige Wesen, das man ein wahres Stierwunder und ein großes Miracul in unsern vaterländischen Gauen nennen dürfte, und das die Bauern jener Gegend den König seiner Brüder, worunter es auch dann und wann welche mit zwei Füßen gibt, nannten, und es, wie die Aegypter den heiligen Stier Apis, verehrten, wie man aus dem Folgenden genugsam ersehen kann, veranfaltete unser ehrenwerther, für solche rührende Erscheinungen hauptsächlich so gefühlvoller Wirth einen hochfeierlichen Einzug. — Er ließ diesen Stierfürsten, dieses Symbol der Zufriedenheit, mit seidnen Bändern behängen, und mit den schönsten Blümchen zieren, die sich im Verhältnisse gegen diesen Fleischtrog ungefähr wie ein Infusionsstierchen gegen ein Wallroß verhalten mochten. Nun donnerten die Böller und Raketenköpfe und riefen alle Einwohner des Städtleins zum Festzuge und dieser wunderbaren Feierlichkeit herbei. Was Beine hatte kam herzu, und — so viel Eindruck und Aufsehen kann ein Stier machen! — sogar Enten und Gänse watschelten gutmüthig herbei; — „ein Elephant mit Hörnern!“ rief der Eine, „ein Rhinoceros!“ der Andere, „ein Wunderthier aus der Kalmuckei!“ der Dritte. Schrecklich war das Gedränge der gaffenden Menge, so, daß beinahe mehrere zerdrückt wurden; kein Fenster blieb geschlossen, überall streckte Jemand die Nase heraus. — Endlich begann die Feierlichkeit.

Den Zug eröffneten von Wein begeisterte Muster des Städtleins, denen kaum die

Straße breit genug war, und die Märsche aus dem Stegreife fabrizirten, und ihre Phantasie so anstregten, daß sie annoch schwer darniederliegt, welche solche Stücke posauten, daß jedem, der nur ein wenig Gefühl für Tonkunst hatte, die Haare zu Beras stunden, und sein Gehör über die Nasen maltretirt wurde; dann marschire ein respectabler Kerl von 6 Schuh mit einem mit Bändern und andern Zierrathen allerliebft geschmückten Bäumchen heran, der sich einbildete und gestaltete, als trüge er die heilige Fahne Mahomets, und der (natürlich vom Wein) ganz in Verzückung über die ihm wiederfahrne Ehre bei jedem seiner gravitätischen Schritte beifällig mit seinem schweren Haupte nickte.

Jetzt kam der Stierkoloß, der, als ob er die große Ehre, die ihm angethan wurde, fühlte, eines langsamen und feierlichen Schrittes einherging; — er wurde von dem holden Söhnlein des Wirthes, als Symbol der heiligen Einfalt, an seidenem Bande geführt, damit es dieser auch seinen einsigen Kindern erzählen könne, und es so immer von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt würde, welsch ein großer Mann besagter Hr. Wirth war, welches Gefühl er für das Erhabene, Schöne und Edle besessen habe. — Nun ging dieser selbst neben seinem Menageriestück einher, mit Schlegeln voll Ebampagner, von denen er von Zeit zu Zeit einen Zapfen springen ließ, und ihn mit seinen durstigen Gesellen leerte; doch glaube ich, daß es diesen mehr um diesen Göttertrank war, als um den Ochsen; denn sie wichen nie von der Seite des Hrn. Wirthes, und wurden unter dem Staunen auf dies Prachtthier benebelt und bezopft. —

So wälzte sich der Haufe bis ans Forum, wo der Ochse unglücklicherweise ein starkes Brüllen begann, das viel Aehnlichkeit mit den harmonischen Stücken der oben erwähnten Musiker haben mochte, und Jeder, der vorher geglaubt hatte, es sey ein Thier vom Lande der Hottentotten, daß es solcher Honoren gewürdigt wurde, erkannte nun einen Stier aus der Umgegend, der allerdings von untersefter Statur und von ziemlicher Größe, allein in den Augen unsers Herrn Oekonomisten und Wirthes größer als ein Mammothstier war.

Seit dieser Feier haben auch die Musiker, die diese Festlichkeit so auffallend verschönerten, den Ehrennamen „Ochsenmusikanten“ erhalten, worauf sie sich nicht wenig einbilden.

Diese ganze drollige Geschichte wurde eigentlich nur aus der Absicht verfaßt, damit jeder des Herrn Wirthes Verdienste in der Landwirthschaft erkennen, und ihn als Ceremonienmeister und Berberlicher des Ochsenengeschlechtes ehren möchte; und damit man überall, wo man ein Fest veranstalten will, wisse, daß einige Musiker des Städtleins M—ch. besonders zur Verschönerung desselben taugen; Nota bene aber, wenn Ebampagner oder nur ein ordentlicher 1825er, 27er oder 1830er Wein da ist, Probatum est!

A n e k d o t e n .

Man erzählt sich folgenden Mauthspas. Etliche Bauern wollen ein geschlachtetes Schwein einschwärzen, und als sie mit zwei Wagen Holz nach K. fahren, verdecken sie dasselbe in den zweiten Wagen, vor den zufällig nur drei Pferde gespannt waren. Ein neidischer Nachbar hat aber die Sache gemerkt und läuft daher voran zum Thorschreiber und denunciirt ihn. Zufällig hört ein Handwerksbursche, der im Begriffe ist, aus K. zu gehen, die willige Rede des Angebers an. Als derselbe noch nicht eine halbe Stunde die Landstraße gegangen ist, begegnet er auch wirklich den Bauern mit ihren beiden Wagen und theilt ihnen mit, was er gehört hat. Die Bauern sind erst in großer Verlegenheit, doch der eine von ihnen, ein pflüger Kerl, kommt auf den Einfall, die Pferde umzuspinnen. So fahren sie denn auch in die Stadt. Der Thorschreiber, der seinen Fang schon ganz sicher zu haben glaubte, liegt mit schmunzendem Gesichte im Fenster; und voll großer Erwartung auf den Waagen mit den drei Pferden läßt er ruhig den Vierspanner einpassiren. Als der Dreispänner kommt, grüßt er erst den Bauer recht freundschaftlich, bewundert das schöne Holz und fragt endlich, wie viel er dafür haben wolle. Der Bauer stellt sich etwas verlegen, fordert dreimal so viel, als das Holz werth ist, und läßt sich dann mit

dem Thorschreiber in ein weitläufiges Handeln um den Preis ein, so lange, bis er vermuthen kann, daß der andere Bauer das Schwein an sichern Ort gebracht hat. Dann schlägt er es ihm endlich mit verstellter Mangellichkeit für den doppelten Preis des Wertes zu. Der Thorschreiber besteht darauf, daß das Holz gleich abgeladen wird; bei jedem Scheit, das vom Wagen geworfen wird, glaubt er sein liebes Schwein zu erblicken. Doch der Bauer ladet ruhig das Holz bis aufs Letzte ab und der Thorschreiber macht ein gar langes Gesicht, als er so betrogen abziehen mußte.

Eine arme Familie, welche keine Uhr besaß, richtete sich des Abends immer nach dem ersten Pfeifen des Nachwächters; zufällig hatte ein Mitglied der Familie eine Taschenuhr gefunden, und besaß sie eben, als der Nachwächter pffiff. Da jedoch die Uhr erst drei Viertel auf zehn Uhr zeigte, so rief die alte Mutter, welche dabei stand: „Entweder gebt die Uhr nach, oder der Nachwächter geht vor.“

Ein Spanier schickte einem Freunde ein sehr schönes Pferd, das bei einem feierlichen Aufzuge gebraucht werden sollte. „Ich sende Euch hier,“ schrieb er, „das verlanate Pferd, und bitte Euch, es so zu behandeln, wie Ihr wünschet behandelt zu werden, wenn Ihr ein Pferd wäret.“

Der Hahn im Korbe.

(Mit einer Abbildung.)

Es gibt in der Welt wohl nichts listigeres als ein Frauenzimmer, dies beweist die tägliche Erfahrung, und besonders auch folgende Begebenheit: In einem bairischen Dorfe, in der Gegend von Augsburg, hatte ein Soldat mit einem dortigen Mädchen eine Bekanntschaft, konnte es aber trotz aller Mühe nicht dahin bringen, vertraulicher mit ihm werden zu können, theils weil es beiderseitiger Geschäfte nicht erlaubte, theils aber auch weil Niemand hiervon etwas wissen oder erfahren sollte. Der Soldat drang mehreremale in das Mädchen, sie möchte ihm doch erlauben, daß er sie auf ihrem Zimmer besuchen dürf-

te, wenn sie Abends mit ihren Geschäften fertig wäre. Allein das Mädchen willigte nicht ein, so sehr er auch bitten mochte; trotz diesem wurde der Soldat dem Mädchen endlich so zudringlich, daß sie desselben überdrüssig wurde, und auf ein Mittel sann, denselben los zu werden. Sie machte nemlich dem Soldaten den Antrag, sie wolle ihn, weil es nun einmal nicht anders geschehen könne, am Samstag Abend nach verrichteten Geschäften, mittelst eines Korbes, den sie an zwei Stricken von dem Fenster ihres Zimmers herunterlassen wolle, hinaufziehen. Dem Soldaten war dieser Antrag willkommen, und er freute sich sehr über den sonderbaren Einfall des Mädchens. Es wurde nun gleich verabredet, zu welcher Stunde dieses am besten geschehen könnte. Voll freundlicher Erwartung harrete der Soldat auf die bestimmte Stunde, und traf pünktlich am Samstag Abend ein. Der Korb wurde nun heruntergelassen, welchen der Soldat eiligst bestieg und sich hiensezte, und so seiner Himmelfahrt entgegen harrete; die zwei Stricke, an welche der Korb befestigt war, waren über einen Balken des Daches gezogen, und reichten mit den beiden Enden in das Zimmer des Mädchens. Der Korb mit dem Soldaten wurde in die Höhe gezogen, als er aber so weit vom Boden war, daß er nicht ohne einen Fuß zu brechen herunterspringen konnte, und eben so das Fenster des Mädchens nicht erreichen konnte; wollte das Mädchen nicht mehr weiter ziehen. Mein Soldat mußte daher die Nacht im Korbe zubringen, weil das Mädchen die beiden Seile an einen Fensterladen anknüpfte und nicht mehr hinunterließ; in einer Höhe von zwei Stockwerken war es ihm daher unmöglich herunter zu kommen. Wie groß war aber nun das Gelächter der Leute am andern Morgen, da gerade auch noch hier die Strafe zur Kirche führte. Er mochte sich auch verstecken im Korbe wie er wollte, so traf ihn doch mancher Wurf, welchen er von den vorübergehenden jungen Burschen erdulden mußte. Endlich gegen Mittag erbarmte sich die Muthwillige und ließ ihn herunter. Von dieser Zeit an aber geht er in derartigen Umständen vorsichtiger zu Werke.

beschaffen
a willig
a moder
em Wä
sie des
in Wirt
sie mach
trag, w
ist ande
end nat
ines Kon
von den
en wole
ar diese
: sich für
schickst
a wech
a sonne
der Sol
und tra
a. Der
welche
hienach
eurgese
elche der
nen Wä
chten mit
amer bel
Goldaten
aber is
che eine
sprachen
des Wal
olle das
n. Wenn
im Kar
ie beiden
antwärt
in einer
s tom do
en. Die
der Kar
nach ne
ere. Er
he mit er
er Wirt
n jange
ch gegen
One and
an aber
orhöpft



Ein Freund in der Noth.

In Tebe, einem armen Dorfe einige Meilen von Debresin in Ungarn, lebte ein reformirter Prediger an einer schwachen Gemeinde mit seiner zahlreichen Familie in sehr dürftigen Umständen. In dem Jahre 1814 oder 1815 hörte er von einigen Weingärten, welche in der Gegend von Tokay um billige Preise verkauft werden sollten. Durch ihren Ankauf glaubte er sich aufhelfen zu können; aber woher das Geld nehmen? — Da erinnerte er sich, oft die Milde rühmen gehört zu haben, mit welcher Herr Molnar, katholischer Pfarrer in Debresin, Dürftigen, ohne Unterschied der Religion, thätige Hülfe leistete. Zu diesem entschloß er sich also seine Zuflucht zu nehmen. Er eilte hin, schilderte ihm seine traurige Lage und die Art, wie er sich helfen zu können glaubte. Molnar bewilligte dem reformirten Prediger gerne die erforderliche Summe zum Ankauf dieser Weingärten — doch unter dem Bedinge, daß er ihm die gesetzlichen Zinsen ordentlich davon gebe. Die ersten Jahre ging alles gut; aber die Theuerung von 1817 drückte auch den armen Dnady (so hieß der reformirte Prediger), und seit 1811 bis 1822 war kein gutes Weinjahr in Ungarn. Kaum fähig, sich zu erhalten, konnte er zur Bezahlung der Interessen nicht gedeihen. — Er bat um Nachsicht und erhielt sie. Nicht besser ging es im folgenden Jahre; auch jetzt erhält er Nachsicht, doch mit der Bitte, den Kreditor nicht zu vergessen. Allein Dnady konnte seine Weine nicht verkaufen, die Ernte war kaum mittelmäßig ausgefallen, und er getraute sich nun nicht mehr, dem ehrlichen Molnar unter die Augen zu treten, ohne ihm Geld zu bringen. Voll ängstlicher Sorge darum verstrich eine Zeit nach der andern, und es begann das Jahr 1822. Ungewiß, wie er wieder vor seinem Gläubiger erscheinen könne, der ihn tubessen gar nicht mehr gemahnt hatte, verschloß er sich nachsinnend in seine Stube, und nach langem Brüten kam er endlich mit einer Granulation zu dem Namenstage des Pfarrers hervor, beiehend in mehr als 100 Dittichen in ungarischer Sprache, wovon jedes ein Cronstichon enthielt. Mit dieser verfügte er sich am Josephtage nach Debre-

sin, wurde freundlich aufgenommen, und überreichte sein Gedicht als einen Beweis seiner Achtung. Molnar las es und betrachtete es lange mit sichtbarem Wohlgefallen. Endlich fragte er, womit er ihm diese unsäglich Mühe belohnen könne? und erhielt nach einigem Weigern die Bitte zur Antwort: mit den Interessen noch bis auf ein besseres Weinjahr Geduld zu haben. Schweigend ging Molnar in sein Nebenzimmer; aber nach einer kleinen Weile kam er mit dem zerrissenen Schuhschein zurück, und bat den betroffenen Prediger, dies als einen Beweis seines Wunsches, ihm dankbar zu sein, annehmen zu wollen. — Thränen glänzten in beider Augen.

Plinius und seine Mutter, oder:

Zug kindlicher Liebe.

Bei einem Ausbruche des Vesuvus war Plinius der jüngere in Misena mit seiner ganzen Familie. Alle Bewohner suchten ihr Heil in der Flucht; Plinius aber, welcher die Gefahr, die ihn umgab, wenig für sich selbst fürchtete, war bereit, alles zu wagen, um das Leben einer Mutter zu retten, die ihm theurer als das eigene Leben war. Vergeblich beschwor sie ihn, einen Ort zu suchen, an dem sein Untergang gewiß wäre. Sie stellte ihm vor, daß ihr hohes Alter und ihre Gebrechlichkeiten ihr nicht gestatteten, ihm nachzukommen, und daß das geringste Zögern sie alle beide der Todesgefahr aussetzte. Diese dringenden Bitten waren umsonst, und Plinius wollte lieber mit seiner Mutter sterben, als sie in einer so dringenden Gefahr verlassen. Er zog sie wider ihren Willen fort und nöthigte sie zu fliehen. Sie gab endlich der Zärtlichkeit ihres Sohnes nach, machte es sich jedoch zum Vorwurf, daß sie die Flucht verzögerte. Schon fiel die Asche auf sie; die Dünste und der Rauch, welche die Luft verdunkelten, hatten den Tag in die schwärzeste Nacht verwandelt. In Finsterniß gehüllt, hatten sie, um ihre wankenden Schritte zu leiten, nur das Leuchten der Flammen. Man hörte nur Wehklagen und Jammergeschrei, welches die Dunkelheit nur noch schrecklicher machte.

Dies fürchterliche Schauspiel aber konnte die Standhaftigkeit des Plinius nicht erschüttern, oder ihn bewegen, auf seine eigene Sicherheit bedacht zu sein, so lange seine Mutter in Gefahr war. Er tröstete, unterstützte sie, trug sie in seinen Armen; die zärtliche Liebe belebte seinen Muth und machte ihn der größten Anstrengung fähig. Der Himmel segnete sein lobenswürdiges Betragen dadurch, daß er ihm seine Mutter erhielt und sie alle beide der Gefahr entkommen ließ.

Der Hausfreund in der Klemme.

Die Kalendermacher sind gleich bei der Hand, Feind in den Kalender zu setzen, wenn er einmal einen dummen Streich macht, oder ihm sonst etwas Spasshaftes begegnet. Nicht genug, der Kalendermacher ist auf dergleichen so erpicht, daß er froh ist, wenn ihm einmal selbst so etwas begegnet; er schont sich dann auch nicht, und setzt sich selbst in den Kalender. Hat dies nicht der hinkende Bote vor einigen Jahren gethan, als er seinen Hut suchte, der nicht verloren war, und er ihn ins Wochenblatt setzen wollte? Der hinkende Bote wird noch jetzt deshalb ausgelacht, auch vom Hausfreund, als der Hinkende im Juli 1833 das Wildbad besuchte, um seinen Stelzfuß zu kuriren, und bei dieser Gelegenheit seinen alten guten Freund, den Hausfreund, besuchte. Wart nur, Hausfreund, dachte der hinkende Bote, dich bekomm ich auch noch einmal! Richtig, ich hab ihn, da kommts:

Dem Hausfreund, als die Pressfreiheit vertagt wurde, und er nicht mehr so ungehört in die Welt hinaustrumpfen durfte, was ihm gerade einfiel, war das Drucken verleidet; als er daher im schwäbischen Merkur las, daß in der Nähe von Ludwigsburg ein großes Gut um wenig Geld zu haben sei, so entschließt er sich kurzweg und will Dekonom werden. Er fährt also mit noch einem guten Freund nach Ludwigsburg und steigt in einem Gasthofs ab; sofort geben sie zusammen, um das Gut, Haus, Hof und Felder in Augenschein zu nehmen, bei welcher Gelegenheit ihnen aber der Bewalter mit gutem starkem Wein so lange zusprach (die Kalendermacher lassen sich darin nicht lange bitten), daß sie beide von der Rich-

tigkeit, die Welt drehe sich, vollends überzeugt wurden. — Endlich, es war Nacht geworden, lehrten sie bei hellem Mondschein nach Ludwigsburg zurück. „Hausfreund,“ sagte der Kamerad, und blieb vor einem Hause stehen, „hört einmal den schönen Gesang, meint man nicht die l. Engeln im Himmel musciren!“ — Was Gesang, das mag ich nicht hören, ich leg mich lieber aufs Ohr; also der Hausfreund und fort. Wie er aber so fortgeht, so geht alles mit ihm um; er kennt sich nicht aus in der Stadt und zum größten Aerger war ihm auch noch der Name des Gasthofes entfallen. Der Hausfreund weiß sich aber zu helfen; wie ihm daher einer begegnet, entschließt er sich kurz und fragt: Guter Freund! wist ihr nicht, wo ich logire? Der lacht ihn aber nicht, und mein guter Hausfreund läuft davon, als ob ihm der Kopf brenne, fort ans Thor, wo er hereingefahren, und — weil in Ludwigsburg die Häuser sich ähneln, alle mit Staffeln vor der Thüre mit Geländer, von einem ins andere, bis er endlich sein rechtes Quartier findet. Vorher kam er noch in die Wachtstube einer Kaserne, hielt solche für seine Wirtsstube und macht sichs bequem, wie wenn er zu Hause wäre. Seinem Kameraden gings nicht besser. — Nichts für ungut, Hausfreund!

Berichtigung.

Die vordern Bogen dieses Kalenders waren bereits zum Theil gedruckt, als bei dem Verleger mehrere Marktverbesserungen einliefen, weshalb solche hier, als auf die richtigen Tage des Jahrs 1834 fallend, berichtend nachgetragen werden:

Endingen, am 25. Febr., 26. Aug. und 18. Nov.
Eppingen, am 25. März, 14. Mai, 24. August
und 28. Oktob.

Gochsheim, am 18. März, 15. Juli u. 25. Novbr.
Der Viehmarkt ist jedesmal den Tag vorher.
Hafmersheim am Neckar, am 1. Mai, 24. August
und 27. Novbr.

Neustadt bei Wischen, 22. Mai und 13. Novbr.
St. Georgen bei Billingen, am 24. Juni (statt
am 3.); die übrig. 4 Märkte sind richtig angegeben.
Seelbach, am 1. April, 20. Mai, 29. Septbr.
und 25. Novbr.

Billingen hält außer den 7 Märkten, die richtig
angegeb. sind, noch ein Viehmarkt am 13. Febr.
Wöhrenbach, am 21. April, 30. Juni, 6. Octbr.
und 17. Novbr.

Waldkirch, am 24. Juli (statt am 17.); die übrig.
gen drei Märkte sind richtig angegeben.